

Das Menschlein Matthias.

19]

Erzählung von Paul Jig.

Schon damals hatte Brigitte das ihr bezeichnete Haus in Horn in Augenschein genommen und Stunden damit verbracht, wie es ungefähr einzurichten wäre. Eines eigenen Hauses freie Walterin, Erwählte eines berühmten Mannes und glückliche Mutter, die das geliebte Kind in lauter Freude haben, gedankenvoll aufwärts leiten konnte... was gab es noch Höheres auf der Erde? Oh, wie mühte sie nun dem Himmel danken, der ihr die Kraft gab, sich selber trenn zu bleiben, ihren Wert durch alle Anfechtungen des Reibes und der Seele zu bewahren! War sie je gefallen, so hatte sie sich durch bitteres Veragen wieder erhoben, Zeugnis abgelegt von Selbstbeherrschung, Opfermut, Mutterliebe. Um wenige Tage, Wochen nur, so durfte niemand mehr mit Fingern auf sie zeigen, war ihr Name wieder makellos, die Ehre dieser Welt gerettet.

So fieberte es in ihrem Hirn durch Nacht und Tag, im Traum und Wachen.

Aber bald traten Schattenbilder hervor, erst nur Beforgnisse, die den Ernst des Antrags betrafen. Wohl konnte sie den Augenblick des Versprechens zu jeder Zeit heraufbeschwören und nachfühlen, daß die damaligen Worte des Zeichners einer wahrhaften Quelle entsprangen. Gewiß, ihre Not und Einsamkeit, an der er doch die größte Schuld trug, war ihm zu Herzen gegangen. Ob aber die edle Regung standhielt im Wirbel seiner Launen, seiner leichtsinnigen Gesplogenschaften? Brigitte hatte ihm seither nicht wieder Aug' in Aug' gegenübergestanden, sich auch gar nicht getraut, eine zweite Begegnung herbeizuführen oder ihn brieflich zu fragen, wie er seine Absicht wahr machen wolle. Das schwerwiegende Wort lag scheinbar zwischen ihnen wie ein Stück Leben, das der Nahrung entbehrt, langsam hinsiecht und endlich schwindet, als sei es nie gewesen. Wie mochte sie dem trauen, der sie schon einmal schmachlich betrog?

Zuletzt kamen die schmerzlichsten Zweifel: sie zerstörten die Illusion einer glücklichen Ehe. Hatte sie denn vergessen, wie der Mann beschaffen war, dem sie Gefährtin sein wollte? Er, ein Spieler und Trinker, im Sumpf alt geworden, vom Säghorn besessen, sollte die Hand auf sie und ihr Kind legen? Wer bürgte ihr denn dafür, daß er diesem ein liebevoller, achtenswerter Vater werden möchte? Das Gegenteil konnte eintreffen. Matthias, der heute schon im Bann des seltsamen Mannes stand, mußte vielleicht Zeuge häßlicher Szenen sein, den Vater als lärmenden, gewalttätigen Trunkenbold kennen lernen und dabei selber unheilbaren Schaden nehmen. Davor konnte sie das Kind nicht bewahren. Sie war ja zu schwach, ihr eigen Gut und Blut vor den Streichen eines Mannes zu schützen, der niemals Achtung noch Liebe zum Nächsten kannte. Nur kindliche Vermessenheit durfte sich die Kraft zutrauen, solch eine verlotterte Seele zu retten, guten Werken zuzuführen, ohne daß sie ein tödliches Grauen vor der eigenen Vergangenheit erfäße.

Nein, doppeltes, dreifaches Verderben lauerte in dieser Ehe, zu der sie aus Eitelkeit und Ehrsucht die Hand bieten wollte! Dieser Mann konnte sie auch nicht „ehrlieh“ machen dadurch, daß er von Rechts wegen Gatte und Vater hieß.

Im Ansturm solcher Gedanken vergaß sie den Titel Madame, den Hochzeitswagen, das Haus zur „Sommerau“ und den blinden Neid der Bleicherinnen. Durch Nacht und Tag, im Traum und Wachen aber wechselten die Bilder von Ja und Nein, ihre Seele war mit Krieg überzogen, der mühsam errungene Friede, die Saat schlichter Selbstbescheidung vernichtet.

Kurz vor dem ersehnten Feierabendzeihen kam der Dessinateur in den großen Saal, um den wetterkundigen Mister Green zu befragen, der gerade am Fenster stand und auf den Friedhof hinüberblickte. Seit einigen Tagen hatte er dort unten auch ein Grab, das ihn anging — ihn und alle seine Untergebenen. Es gehörte dem jugendlichen Zerger Klotsch, der, ein Opfer der geliebten Berge, seine waghalsige Kletterfucht mit dem Leben bezahlen mußte. Der Chef hatte den Gefährten, die Abteilung ihren Späzmacher verloren, der es so trefflich verstand, diesen Sklavenzwinger in eine Arena der Heiterkeit zu verwandeln. Mister Green brauchte

jetzt vor keinem Schabernack mehr auf der Hut zu sein, keine Brandrede auf „diese elende grüne Dummejungstreich“ mehr zu halten; es fand keine „Speisung der Fünftausend“ mit fliegenden Wurstscheiben mehr statt, der Würde des Chefs wurde kein Wein mehr gestellt — allein der Segen dieser Notmöglichkeit war gering. Das merkten die lachächtigen Mädchen auch, wenn sie den brummigen „Mischer“ so wehmütig am Fenster stehen sahen, als mühte er seinem Freund und Widersacher im Grab eine Brücke zum Leben bauen. Dann unterdrückten sie ihr Gefäch und teilten seine Trauer um das verstummte lustige Flötschen.

Herr Oberholzer klopfte ihm von hinten auf die Schulter, wovon Mister Green erschrak, als hätte ihn wirklich ein Loter berührt. Offensichtlich war er schwer enttäuscht, statt dessen nur den lebenden Dessinateur zu erblicken. Er sagte unhöflich genug, seinetwegen möge es den kommenden Tag haben hageln und den ganzen Festzauber in den See schwemmen. Darauf entspann sich zwischen ihnen der übliche Wettstreit über englische und schweizerische Narrheiten. Der gebränkte Eidgenosse hieß die Engländer aufgedunsene Pflasterfäcke, denen wohl bald einmal die Nähte plaken würden, während Mister Green die Schweizer ebenjo zartfühlend die „Stallknechte von Europa“ benannte. Vom Allgemeinen kamen sie bald ins Persönliche. Auf die freundliche Einladung des Zeichners, baldmöglichst das Bündel zu schnüren, den ekelhaften Whisky lieber drüber zu saufen, erwiderte Mister Green, er warte nur noch auf Oberholzers Hochzeit, von der jetzt so viel gesprochen werde: diesen königlichen Spaß möchte er sich nicht entgehen lassen. Damit hatte er die Lacherinnen auf seiner Seite.

Der Dessinateur, dem es schon lang in Händen und Füßen gramsetzte, spitzte unheimlich die Ohren, stieß eine sadgrobe Verwünschung auf das dumme Weißgezügelt aus und verschwand nuschelnd in seinem Käfig. Das Blut stieg ihm verheerend ins Hirn, als er auf den Verdacht kam, die Jungfer vom Musterzimmer könnte das elende Gewäch aufgebracht haben. Wer anders denn? Ein Zweifel war einfach ausgeschlossen.

Sie hatte sich demnach frech mit einem Heiratsversprechen gebrühtet, ihn vor aller Welt bereits an den Wagen gespannt, um ihn so, ganz durchtrieben, den Pfaffensegnen abzulisten. In seinem Junggejellendünkel sah er darin die ärgste, ihm je widerfahrne Schmach. Nicht von fern zog er den guten Glauben der Schwägerin in Betracht; seine Gedanken waren nur noch auf eine zünftige Abfuhr gerichtet.

Dieser Zwischenfall blieb Brigitte Böhi verborgen. Als es sieben schlug, machte sie sich schnell auf den Weg nach Hause, ohnehin genugsam geduckt durch das Zerwürfnis mit der „Ersten“ und den scharfen Verweis des Prinzipals, der ihr schier das Herz abdrückte. Wie übel hatte ihr da die Leidenschaft, der Hochmut mitgespielt.

Den Zuriisungen zum Feste, die ihr unwillkürlich ins Auge fielen, schenkte sie keine Beachtung, ihr Sinn hing nicht mehr an Flaggen und Kranzgewinden. Nun empfand sie es sogar als eine Last, daß morgen die Schwester mit den Kindern nach Treustadt kommen wollte, um, wie sie verhöhlich schrieb, bei dem großen Augenschmaus wieder einmal den lieben Mathiesle zu betrachten, nach dem auch ihre Kinder das Heimweh hätten. Der sanfte Brief ließ durchblicken, daß Brigittes glänzende Aussichten bereits bis zum Gupf gedrungen waren und dort ganz besonders aufklärend gewirkt hatten. Versteht sich, eine eigenhaufige, seidengerühterte Madam Oberholzer, die jeden Tag mehr Fünftänkler aus der Schatulle greifen konnte als die Wirtin zum Gupf Eier aus dem Mist, wollte gehätschelt sein, und wenn sie zehnmal Schwester hieß!

Brigitte begriff den Wandel des schweizerischen Herzens. Der Liebeskraftmesser schnellte in die Höhe, der Schandfleck schien getilgt. Wieso? Nach war ja kein Geldsack darauf gefallen. Und mit der „glänzenden Aussicht“ schrumpfte dann Achtung wie Liebe wieder zusammen zu einem matten Feuerlein, daran man kaum die Füße wärmen möchte.

Im Gehen warf sie das alles weit von sich, es taugte nichts, konnte ihre Liebe nur ablenken von dem einzigen Wesen, dem sie zukam.

Matthias erwartete die Mutter in aller Gemütsruhe. Er hatte zwar den ganzen Regentag einsam in der Stube zu-

bringen müssen. Das war bei weitem nicht so vergnüglich, als mit dem Vater auf den Fischfang zu ziehen.

Aber auf die Frage, ob ihm die Zeit lang geworden sei, schüttelte er verneinend den Kopf. Es gab jetzt so viel zu sünieren. Stundenlang konnte er von der Erinnerung zehren und Pläne schmieden, weil fast jeder Tag neues wichtiges Erleben brachte. Um es für alle Zeiten festzuhalten, hatte er ein Bilderbuch zu malen begonnen, die Bleiche, die Schiffslände, die Hafenuauer, den Leuchtturm, das Fischerboot, den Vater mit der Angelrute anschaulich aufgezeichnet und mit kühnen Farben ausgestattet. Wo die Bildkraft nicht ausreichte, kam das geschriebene Wort dem Verständnis zu Hilfe. So waren verschiedene Sorten Fische und Schmetterlinge dargestellt und glücklichlicherweise durch Unterschriften gekennzeichnet; auf der Hafenuauer gab es ein menschenähnliches Wesen in kniender Stellung: das war aber keineswegs der Angstreier Matthias, sondern der Vetter Konrad vom Gupf als furchtsamer, neidischer Zuschauer, ein bedauernswerter zurückgebliebener Tropf, der nirgends dabei sein durfte und alle Tyrannenmacht eingeblüht hatte. Auch die Basgotte war da verehrt: sie machte fürchterliche Augen, weil ihr Matthias einen Riesenhecht überreichte, vor dem sich die kleine Frida hinter dem Rock ihrer Mutter verstecken mußte. In allen diesen Darstellungen kam aber als überragende Erscheinung der Vater mit seinen schönsten Attributen vor, während die Mutter nur einmal ganz unscheinbar an einem Fenster der Bleiche auftauchte.

Brigitte betrachtete das kindliche Spiel mit bitterer Eifersucht. Es verriet ihr, trotz der Harmlosigkeit, deutlich genug, was die Seele des Knaben am tiefsten bewegte. Unerträglich war Matthias in Fragen, die den Vater betrafen, und jedes Wort, das dieser an den Kleinen wandte, bewahrte der treulich im Gedächtnis. Ach, wie beglückt fabelte er der Mutter von den Bootsfahrten vor, zu denen sie nur mit Zaudern und Schaudern ihre Einwilligung gab.

(Fortf. folgt.)

Das Glückskind.

Von Karl Schönherr.

Bei der Pflegefrau auf dem Lande wuchs Kleinlieschen auf. Wie mager das siebenjährige Körperchen war; was für ein dünnes Hälschen; und darauf ein weisses Köpfchen; und das sahblonde, schütterere Haar gab ein Pöpschen so kurz und dünn, wie ein Vogelschweischen zur Mauserzeit. Das dünne Nöcklein hatte es schmutzig und schleimig; die Händchen rauh und blau und schwierig von der Kälte, vom Wassertragen und Reissigammeln für die alte Pflegefrau.

Ihre zwei weissen Nagen streichelte die Alte und küßte sie sogar. Wenn sie es etwa leugnen will — Nachbarsleute haben es gesehen. Darum gediehen sie so wohl und fett, daß sie sogar auf das Raufen vergaßen. Abends nach der Milch nahm sie die Pflegefrau mit sich ins Federbett — die Mädchen, die süßen, das eine legte sie sorgsam zu Häupten, das andere zu Füßen. Das Kind kroch unter die Stiege; dort im Winkel neben der Hühnerstiege hatte es seine Streu.

O Lieschen, warum bist Du kein weisses Mädchen geworden? Wenn der Postbote nicht pünktlich am Monatsersten das Pflegegeld brachte, ging die Alte murrend herum und hob gegen Lieschen drohend den Finger:

„O Du böses Pflegekind!“

Ging er auch am zweiten Tage mit seiner großen, ledernen Botentasche am Häuschen vorüber, dann spreizte sie grimmig die knochigen Fäuste in die Hüften und fuhr Lieschen an:

„Ungeratenes Kind! Was ist mit Dir! Du wirst ja mit jedem Tage böser!“ Und es bekam an dem Tage zur Strafe nichts zu essen.

Kam der Bote auch am dritten Tage nicht, dann fuhr die Alte wie ein Wirbelwind in der Stube herum, griff nach Lieschens Pöpschen und zog es hin und her wie ein Mhrendel:

„Noch nie hab ich so ein böses Pflegekind gehabt! Und hast Du Dich bis morgen früh nicht von Grund auf gebessert, dann — nun kam die größte Drohung — „schide ich Dich in die Stadt zu Deiner Mutter Schneiderin heim!“

Bei dieser Drohung wurde es Kleinlieschen immer so wohl und warm. Das wollte es ja. Es sehnte sich ja so sehr nach der Mutter, die es niemals gesehen. Viele Nächte lang sehnte es sich und träumte es unter der Stiege von ihr, und faltete die schwierigen Händchen und betete, nur der Postbote solle kein Geld mehr bringen, damit es endlich heimgeschickt würde. Aber am vierten Morgen kam er immer so gewiß, wie der Tag nach der Nacht und ließ ein bißchen Geld und viel Branntweingeruch in der Stube zurück; dann war vom Heimlichen nicht mehr die Rede.

Aber Kleinlieschens Herzchen schrie nach der Mutter. Es dachte nach, was es recht Böses tun könnte, um heimgeschickt zu

werden. Da nahm es ein Holzschneidmesser und hieb damit auf die weissen Mädchen los. Als das die Alte sah, wurden ihre Augen groß wie Zeller und fingen im Kopfe wie Windrädchen zu rollen an. Sie kniff ihre dünnen Lippen grauam zusammen, bog Kleinlieschen über das Knie und schlug es mit dem Holzschneidmesser immerzu. Dabei fragte sie immer:

„Wirst Du noch einmal die armen Tierlein schlagen? Noch einmal, die armen, armen Tierlein?“ Denn sie hatte Mitleid mit den Tieren.

Aber so weh die Schläge taten, Lieschen sagte immer:

„Ja, noch einmal schlag ich sie ... und noch einmal,“ damit es ja gewiß heimgeschickt werde; denn sein Herzchen schrie nach der Mutter.

Die Alte schlug, bis ihr vor Müdigkeit das Holzschneidmesser aus den Händen fiel. Dann humpelte sie über die Gasse zum Nachbar hinüber, der morgen mit jungen Schweinchen in die Stadt zu Markte fahren wollte. Den bat sie, er möge das Kind mit den Schweinchen auf den Wagen packen. Dann ging die Alte schlafen mit den Mädchen, den süßen; das eine legte sie sorgsam zu Häupten, das andere zu Füßen.

Lieschen kroch in die Streu unter der Stiege und schlang die Arme um das schmutzige Kopfkissen. Gerade so und noch fester wollte es sich morgen von der Mutter umhalsen und streicheln lassen.

Der lange, dürre Schneider Ziegenblüh hüpfte fröhlich in der Stube herum. Er hatte alles, was ein Schneider zu seinem Glücke braucht: Am Tische beim Strickstrumpf sah die Scinige. Sie war wohlgestaltet, voll und üppig, und das paßt so einem Schneider. In der Wiege rechter Hand lag ein jähriger, winziger Ziegenblüh; aber so klein er war, er mederte schon beinahe wie der Vater. Im Gitterbettchen linker Hand lag das fünfjährige Kennchen. Das hatte erst eine schwere Krankheit durchgemacht und war nun wieder im Genesen. Und beide Kinder gleichen ihm, dem Vater, aufs Haar. Diese Beruhigung auch noch; und da sollte ein Schneider nicht hüpfen und fröhlich sein!

„Hab alles, was ich begehre,“ mederte er in Lust, hob den Kleinen aus der Wiege und schwang ihn feierlich vor seiner Alten auf und nieder:

„Hier hab ich einen Er!“ Dann hüpfte er mit seinen langen Spinnenbeinen an das Gitterbett und hob das genesende Kennchen heraus:

„Hier hab ich eine Sie bin der Glückschneider Ziegenblüh!“

Und die Schneiderin sah wonnesam von ihrem blauen Strickstrumpf auf, ließ eine Masche fallen und lächelte in Büchten.

Da öffnete sich ein wenig die Tür. Ein Bauer, der mit jungen Schweinchen in die Stadt zu Markte gefahren war, steckte seinen struppigen Kopf herein. Er lugte nach der Frau Meisterin aus, schob dann sachte Kleinlieschen in die Stube und sagte:

„Da hält ich so eine Sach abzugeben für die Frau Meisterin!“ Dann machte er die Türe wieder zu und ging davon, ohne auf eine Vergütung zu warten.

Nun ließ die Frau Meisterin nicht bloß eine Masche, sondern gleich den ganzen Strickstrumpf fallen.

Der Schneider war nicht dumm; ihm ahnte was. Er begann Daumen und Zeigefinger aneinander zu reiben, als ob er einen viel zu dicken Faden zum Einfädeln hätte.

Der Gerechte falle siebenmal des Tages, begann schluchzend die Schneiderin ihre Reichte. In einer schwülen Kirchweihsommernacht, da hätte ihr von einem Soldaten geträumt; achtzehn Monate, bevor sie die werle Bekanntschaft des Meisters Ziegenblüh zu machen die Ehre gehabt. Und siehe da, sie wisse nicht wie ... Sie habe ihm das Malheurkind verschwiegen, weil sie vom Herrn Meister Ziegenblüh jede, auch die kleinste Unannehmlichkeit fernhalten wollte.

Der Schneider fuhr in der Stube herum wie der Teufel im Weisbrunnkessel und stieß in langgezogenen Tönen höchster Erkenntnis nur die Worte hervor:

„So, so! Nun geht die Uhr recht! So, so; so, so!“

Er stellte sich keuchend vor dem kleinen Eindringling auf, wie ein böser Ziegenbock, der zustossen will, und nagte an der Unterlippe, daß sein Geißbärtchen wagrecht stand. Dann drehte er sich auf dem Absatz herum, riß seine Schildkappe vom Nagel, stürzte aus der Stube und schlug die Tür so heftig hinter sich zu, daß Lieschen von dem Winde beinahe umgeblasen wurde.

Es stand an den Pfosten der Stubentür gelehnt und hatte den Finger in den Mund gesteckt; denn es war todverlegen und brachte kein Wortlein heraus, weil die Mutter so unfreundlich schaute. Aber endlich faßte Lieschen doch Mut und sagte leise:

„Mutter!“

„Du Malheurkind, nenn mich nicht Mutter,“ fuhr die Schneiderin in die Höhe.

Sie riß Lieschen den Finger aus dem Mund und schlug es auf die Hand. Dann stieß sie das Kind in die dunkle Küche hinaus zu den Küssen und Schwaben.

Und das war nun sehr traurig, wo sich doch Lieschen von der Pflegefrau hatte blutig schlagen lassen, um zur Mutter heimgeschickt zu werden.

Die glückselige Schneiderstube widerhallte nun von Streit und Zanf.

Der Meister Ziegenblüh saß wild verbissen beim Essen und seine Augen schauten kreuzweise übereinander. Er hatte kaum von der Suppe gekostet, da warf er auch schon den Löffel hin:

„Es ist kein Ordnung mehr in der Welt!“

Die Meisterin überflog prüfend den Tisch, ob etwa Messer oder Gabel oder das Salzfaß fehle.

„Alles ist verkehrt! Es geht nichts mehr der Reihe nach!“

„Nichts mehr der Reihe nach,“ fuhr die Schneiderin drein: „Stellst man Dir vielleicht Deine Mehlspeis vor der Suppe auf?“

„Ja ... ja ... die heilig Schrift hat recht: Die ersten werden die letzten sein! Hm, nach dem Fünfjährigen, nach dem Einjährigen kommt jetzt das Siebenjährige!“

Dann flogen seine kreuzweis gestellten Augen wieder vergleichend zwischen Lieschen im Winkel und der Meisterin hin und her. Bald gingen sie forschend an dem Kinde, dann bohrten sie sich wieder tief in das Gesicht der Meisterin.

„Kein Gleichnus ist ... kein Gleichnus,“ fing er dann wieder böse zu stänkern an.

Die Meisterin fragte:

„Und was soll kein Gleichnus sein?“

„Keinen Zug hat es von Dir; hm ... hm; wem mag es denn nur gleichen? So hat es wohl seine Augen? Und seine Nase? War er ein schöner Mann? He? Vielleicht von der Garde? He?“

Der lange, dürre Schneider begann vor Eifersucht zu hüpfen: „Ob er ein schöner Mann war ... will ich wissen? Wirst reden? He?“

Nun kam auch sie in die Hitze.

„Ja!“ schrie sie ihm in die Ohren. „Ein schöner Mann; kein Schneider!“

Da sprang er auf und begann sie zu würgen und mit der Faust nach ihr zu schlagen.

„Du Laster! Denkt wohl noch an ihn?“

Dann riß der Glücksschneider Ziegenblüh wieder seine Schildkappe vom Nagel, stürzte aus der Stube und schlug die Tür hinter sich zu, daß die Fenster klirren.

Die Schneiderin stand da wie begossen und hätte vor Scham und Jorn in die Erde sinken mögen. Nun hatte er sie geschlagen und gewürgt, zum erstenmal in ihrer Ehe. Nun war es vorbei mit allem Frieden. Sie warf sich hin und begann bitterlich zu weinen.

Kleinfieschen kam aus dem Küchenwinkel herangeschlichen und sagte:

„Mutter!“

Da fuhr die Schneiderin auf, als hätte sie eine Natter gestochen.

„Hab ich Dir nicht verboten das Mutterjagen? Soll der Teufel Dein Mutter sein!“

Hoch auf loberte ihr Jorn. Das Kind war ja an allem schuld.

„Deinetwegen hat er mich geschlagen und gewürgt, Du Nabenkind. Wirst noch einmal Mutter sagen?“

Und sie hieb auf das Malheurkind los. Lieschen krümmte sich unter den Schlägen und beteuerte:

„Nein ... Mutter ... ich sag's gewiß nicht wieder!“

Das Kind verschnappte sich immer. Allen Jorn und Scham über ihres Mannes Roheit schlug die Schneiderin in das Malheurkind hinein. Dann stieß sie es wieder in den Küchenwinkel zu den Ruffen und Schwaben.

Lieschen rieb sich die Augen, aber es konnte nicht weinen.

(Schluß folgt.)

Aus der Wunderwelt der Oberflächenspannung.

Ein Kapitel aus der Kuriositätenkammer der Physik.

Von Viktor Thomas.

Oberflächenspannung — wie gelehrt das Kling! Viel besser als aller gelehrte Formeltram zeigen einige besonders auffällige Erscheinungen, was hinter diesem schwierigen physikalischen Begriffe steckt, den die Fachgelehrten zum Gegenstand langer theoretischer Abhandlungen und eingehender Versuche gemacht haben. Manche Erscheinungen, zu denen die Oberflächenspannung führt, sind in der Tat so merkwürdig und widersprechen so den Erwartungen, daß man mit Zug und Recht von einer Wunderwelt sprechen kann. Die meisten der Beobachtungen, die im folgenden angeführt werden sollen, gehen auf die Untersuchungen des Belgiers Plateau zurück, der über diesen Gegenstand ein grundgelehrtes, zweibändiges Werk geschrieben hat. In neuerer Zeit hat der Engländer Boys sie in seinen wunderhübschen Vorlesungen über Seifenblasen ausführlich behandelt und liebevoll dargestellt.

Wasser im Sieb zu tragen.

Wasser im Sieb zu tragen — das Untersagen bedeutet eine Danaidenarbeit. Es geht aber doch, wenn man es nur richtig anfängt, und das Sieb, in dem Wasser getragen werden soll, darf dabei sogar ziemlich große Löcher haben. Das Sieb, das zu diesem scheinbar widersinnigen Versuche verwendet werden soll, stellt man

sich selbst aus Kupferdrahtgaze her, wie sie etwa der Chemiker verwendet, um seine Kochflaschen darauf über den Bunsenbrenner zu stellen. Die Maschen dürfen etwa 1 Millimeter weit sein. Man kann also eine ziemlich dicke Stednadel bequem hindurchstecken, und durch eine so große Oeffnung würde Wasser auslaufen, wenn es sich um ein gewöhnliches Gefäß, oder es würde eindringen, wenn es sich um ein schwimmendes Gefäß handelte. Ehe man das Wasser aber hineinbringt, taucht man das Sieb in Paraffinöl, nimmt es dann heraus, schleudert es einigemal hin und her, bis das überschüssige Paraffin vollständig entfernt ist, und läßt es nun trocknen. Die Maschen des Siebes dürfen natürlich nicht verstopft sein. Wenn man nun unter größter Vorsicht Wasser in das Sieb bringt, bleibt es tatsächlich darin, und wenn man umgekehrt das Sieb auf Wasser setzt, fällt es sich nicht, sondern es schwimmt wie ein Schiff. Es brüdt die Wasseroberfläche etwas ein — das ist alles. In diesem Falle verhält sich das Wasser so, als ob es von einer ganz feinen Haut — etwa einer gespannten Gummimembrane — eingehüllt wäre, innerhalb deren erst das wirkliche, in den einzelnen Teilen vollkommen zueinander verschiebbare, flüssige Wasser fließt. Sollte das Wasser die engen Maschen des Siebes durchdringen, so muß diese „Haut“ erst gedehnt oder zerrissen werden. Gießt man das Wasser sehr heftig in das Sieb, so geschieht dies wirklich, und es fließt durch, und eine ähnliche Wirkung hat ein heftiger Stoß, der das wassergefüllte Sieb trifft. Die „Haut“ an der Wasseroberfläche ist zwar nicht vorhanden, das Wasser verhält sich aber dennoch so, als ob es der Fall wäre.

Die Kunst, Fettflecke zu entfernen, ohne daß ein Benzolrand bleibt.

Wer jemals versucht hat, aus einem Stück Stoff einen Fettfleck mit Benzin zu entfernen, hat dabei unbedingt die Erfahrung gemacht, daß die Aufgabe gar nicht so einfach ist, obwohl sich das Fett vollkommen in Benzin auflöst, wie man leicht durch Versuch im Glase feststellen kann. Das Benzin scheint nur so zu wirken, als ob es den Fettfleck verdünne; der Fettfleck wird ganz dünn, dabei aber immer größer, und schließlich bleibt auf dem Stoffe ein sogenannter „Rand“ zurück. Der Physiker wundert sich hierüber gar nicht, im Gegenteil, ihm schiene es verwunderlicher, wenn der unangenehme Rand nicht entstände. Hat man nämlich etwas Benzin auf den Fettfleck aufgeträufelt, so findet das nun hinzukommende neue Benzin dort schon fetthaltiges Benzin vor, und das fetthaltige Benzin hat eine andere Oberflächenspannung als das fettreine, leider, wie man im Interesse der Reinigung des Stoffes sagen muß, eine größere. Läßt man nun aber zwei Flüssigkeiten mit verschiedener Oberflächenspannung aufeinander los, so entsteht gewissermaßen ein Kampf zwischen den beiden; das fetthaltige Benzin behält dabei die Oberhand und reißt das fettfreie an sich, wobei es sich nach allen Seiten ausbreitet. Wer das weiß, kann dem bösen Benzin sein Handwerk legen und Fettflecke entfernen, ohne daß ein Rand zurückbleibt. Man hat nichts weiter nötig, als die Verhältnisse umzukehren: wenn man um den Fleck herum im größeren Umkreise den Stoff mit reinem Benzin befeuchtet und nun auf den fettigen Benzin träufelt, kann das fetthaltige Benzin nicht durch das fettfreie Benzin hindurch. Im Gegenteil, es zieht dieses nach innen, und so kann man einen Fettfleck allmählich entfernen, wenn man das Benzin in langsamem Strome auf den Fettfleck gießt, so daß es durch einen äußeren Benzingring hindurchfließen muß.

Die schwimmende Nähnadel.

Wenn man jemandem erzählt, man habe Stahlfangen auf Wasser schwimmen lassen, wird man zunächst als Narr ausgelacht. Es geht jedoch recht gut, wenn man die „Stahlfangen“ klein genug gewählt, und etwa versucht, eine mittelgroße Nähnadel auf Wasser schwimmen zu lassen. Man stellt sich also ein nicht ganz gefülltes Glas mit Wasser hin und legt eine gebrauchte (und daher fettige, also vom Wasser nicht benetzbare) Nähnadel vorsichtig auf die Wasseroberfläche. Am leichtesten erreicht man dies, wenn das Wasserglas bis unmittelbar unter dem Rande gefüllt ist und man nun die Nadel vorsichtig der Länge nach über den Rand auf das Wasser schiebt. Man sieht sogleich deutlich, wie die „Haut“ auf dem Wasser eingebault wird. Es zeigt sich aber noch etwas anderes: die Nadel schwimmt ständig in der Mitte des Gefäßes, weil nämlich die „Wasserhaut“ schwach ausgehöhlt ist. Hält man nun einen Magneten in die Nähe des Glases, so folgt die Nadel zwar seinem Zuge und bewegt sich an die Wandung, aber sobald man den Magneten entfernt, schwimmt sie auch wieder nach der Mitte, und es sieht so aus, als ob sie von dem Glasrande abgestoßen würde. Setzt man das Spiel mit dem Magneten einige Zeit hindurch fort, so wird die Nähnadel überdies bald magnetisch, und wenn man sie dann sich selbst auf der Wasseroberfläche überläßt, kann sie als Kompaßnadel dienen. Fügt man nun noch etwas Wasser hinzu, so ändern sich die Verhältnisse bald. Bekanntlich kann man ein Wasserglas mit Wasser, obwohl dies eine Flüssigkeit ist, „gehäuft voll“ füllen. Das Wasser bildet dann eine schwach gewölbte Kuppel über der Ebene des Glasrandes, und nun bleibt die Nadel nicht mehr in der Mitte, sondern steuert auf den Rand zu und rollt unter Umständen sogar herunter.

Del auf die Wogen!

Daß man durch Del die Wellen des Wassers beruhigen kann, ist eine längst bekannte, fast jedem geläufige Erscheinung. Worauf aber beruht sie? Wenn über der Wasserschicht eine dünne Oelfschicht ausgebreitet ist — und Del, das auf Wasser gegossen wird,

breitet sich aus —, so muß das Oel zunächst an der Wellenbewegung des Wassers teilnehmen. Eine Welle, die sich vorwärts bewegt, zeigt aber vorne eine Verflüchtigung der Oberfläche, an der Rückseite eine Dehnung; wo die Wasseroberfläche vergrößert wird, wird also die Delschicht noch weiter verdünnt, die Spannung der Wasseroberfläche nimmt hier zu, und wo die Wasseroberfläche verkleinert wird, wächst die Dide der Delschicht, und die Wasseroberflächenspannung nimmt ab. Auf beiden Seiten der Welle greifen also Kräfte an, die die Wellenform abzuschwächen suchen, und bei kleinen, schwachen Wellen gelangt diese Abflachung tatsächlich. Die kleinen Kräfteleistungen, die ein leichter Wind auf einer Wasseroberfläche erzeugt, können durch Oel vollkommen unterdrückt werden. Boys hat in einem Londoner Parke einmal im Versuche erprobt, wie weit diese Wirkung geht. Ein Köffel voll Olivenöl wurde auf eine Wasseroberfläche geworfen und dehnte sich dabei zu einem Fettsfleck aus, der etwa 25 Meter Durchmesser hatte. Er war etwa 100mal so lang und so breit wie die Fläche des Köffels, und so ließ sich, da die Höhe der Köffelabflachung bekannt war, seine Dide berechnen: die Delschicht hatte eine Dide von 0,0000025 Millimeter!

Das Geheimnis der Spinne.

Die Kreuzspinne fängt ihre Fliegen genau so wie der Vogelfänger die Vögel mit der Leimrute: betrachtet man ein Spinnweb mit einer starken Lupe oder unterm Mikroskop, so entdeckt man, daß es zweierlei Fäden gibt: die Speichen des Netzes sind glatt, die anderen Fäden dagegen sind mit Hunderttausenden winzig kleiner, klebriger Tröpfchen bedeckt, und eine Fliege, die bei der Verührung des Netzes einige von ihnen berührt, bleibt an ihnen kleben. Nun dauert es nur etwa eine Stunde, bis die Spinne ihr ganzes Netz gesponnen hat. Wie fängt sie es wohl an, in dieser kurzen Zeit so viele Tröpfchen herzustellen? Ein Versuch, den jeder selbst machen kann, gibt auf diese Frage Antwort: wenn man einen Strohhalm mit Rizinusöl bestreicht, bedeckt das Oel nicht ununterbrochen die Oberfläche, sondern es zerfällt zu Tröpfchen, und zwar abwechselnd zu großen und kleinen. Eine ähnliche Erscheinung kann man an hochpolierten metallenen Teelöffeln beobachten, auf die etwas Wasser verschüttet ist: versucht man, das Wasser mit dem Finger zu einem langen Strich auszugießen, so überzeugt man sich sogleich, daß dies nicht gelingt, im Gegenteil, es zerfällt in kleine Tropfen. Flüssigkeiten, die man sich selbst überläßt, zerfallen nämlich in Tröpfchen. Der „Vogelkorn“ der Spinne, der aus ihren Spinntrüben in zylindrischer Form austritt, zerfällt genau so, wenn er an den Fäden des Netzes sich selbst überlassen ist, und so braucht die Spinne sich keine besondere Mühe zu geben, die Tröpfchen herzustellen.

Der musikalische Wasserstrahl.

Ein Vetter des Telephonfinders Graham Bell, Chichester Bell, ist der Erfinder des „musikalischen Wasserstrahles“, durch den Geräusche und Töne ungemein verstärkt werden können. Man spannt dazu über ein fingerstarkes Rohr eine Kautschukmembrane und läßt auf diese einen dünnen Wasserstrahl unter starkem Druck auffallen. Es ist klar, daß die Oberfläche des Wasserstrahls Schwingungen, die ihr irgendwie mitgeteilt werden, auf die Kautschukmembrane überträgt, da der Strahl diese stärker oder schwächer eindrückt, je nachdem er dicker oder dünner ist, und wenn man diese Einschnürungen des Wasserstrahls durch Töne oder Geräusche hervorruft, erfolgt das Einbeulen der Membrane genau im Rhythmus der Schwingungen des Tones oder Geräusches. Ein Schalltrichter, der an dem Rohr der Membrane angebracht wird, verstärkt Töne oder Geräusche, die der „Wasserstrahl spielt“, noch weiter. Man hält z. B. eine tickende Taschenuhr an die Ausflußspitze, und wenn die Ausflußspitze die richtige Entfernung von der Membrane hat, klingt jedes Ticken der Taschenuhr wie der Ausprall eines Hammers auf den Amboss. Genau so kann man den Wasserstrahl eine Melodie spielen lassen, wenn man die Ausflußöffnung — etwa durch einen langen Stod — mit einem Musikinstrumente verbindet, das selbst schalldicht eingeschlossen ist, und auf diese Weise wäre es möglich, das leise, für menschliche Ohren unhörbare Geräusch, das entsteht, wenn eine Fliege auf der Fensterscheibe umherklettert, so stark werden zu lassen, wie der drohrende Puffschall von Pferden, die über eine eiserne Brücke gehen.

Kleines Feuilleton.

Ein Gefellenkampf aus dem Jahre 1790.

Der Deutsche Holzarbeiterverband hat aus einer Anzahl verfaßter Akten des Preussischen Staatsarchivs ein sehr lehrreiches und ergötzliches Geschichtchen von Anno dazumal herausgefäulbt, das er uns in Form einer kleinen, amüsant geschriebenen Broschüre vorlegt. („Der Braunschweiger Mademacher Schimpf von Anno 1790.“ Berlin 1913.) Manah einer, der da glaubt, daß erst in neuerer Zeit die Arbeiter unter dem „vergebenden“ Einfluß von Partei und Gewerkschaft zu einem gewissen Selbstbewußtsein erwacht seien und der nicht genug über den Terrorismus dieser modernen Arbeiter zetern kann, wird aus dieser atemmäßig belegten Darstellung mit Erstaunen inne werden, daß auch in jener guten alten Zeit die Gefellen sich sehr wohl der Macht bewusst waren, die ihnen ein soli-

darisches Zusammenhalten gegenüber dem Meister verlieh, und daß sie von dieser Macht oft einen recht ausgiebigen Gebrauch machten. Die Geschichte, um die es sich hier handelt, begann im Oktober 1790 mit einem Krach zwischen dem Mademachermeister Christian Hornig in Braunschweig und seinem Gefellen Johann Gottlieb Heib von Bernigerode, insolge dessen der Gefelle seine Stellung sofort verlassen wollte. Der Meister, der jedoch das Bedürfnis fühlte, sich als „Herrn im Hause“ zu erweisen, verlangte, daß der Gefelle noch die in der Gildenordnung vorgeschriebenen vierzehn Tage bei ihm arbeite, und ließ, als der lange Johann sich dessen weigerte, kurzerhand dessen Felleisen und Gefellenbuch vom Wästel pfänden. Damit war die Angelegenheit jedoch nicht erledigt, denn die übrigen 15 Mademachergesellen der Stadt erklärten sich mit Johann solidarisch und drohten, die Arbeit niederzulegen. Unter dem Druck der übrigen Meister gab nun Meister Hornig klein bei, aber die ob ihres raschen Sieges übermütig gewordenen Gefellen begnügten sich nun nicht mehr damit, sondern benützten die Gelegenheit, um noch eine Reihe weiterer Wünsche durchzubrüden. Die Meister wären auch in diesem Falle zum Nachgeben bereit gewesen, aber die hohe Obrigkeit, die eine solche Subordination der Gefellen nicht dulden zu können glaubte, hinderte sie daran.

So verließen denn die Mademachergesellen samt und sonders die Stadt Braunschweig, wurden aber in Hannover festgehalten und gezwungen zurückzukehren. Freilich nicht zur Freude ihrer Meister, denn wenn sie auch fürderhin weder aßen und tranken, so beweinerten sie doch jede Arbeit und ließen sich selbst durch Haftstrafen nicht klein kriegen. So verwies man sie denn endlich der Stadt und des Landes und glaubte damit, die leidige Sache endlich erledigt. Nun aber brach das Unglück erst recht über die Braunschweiger Mademachermeister herein, denn die angewiesenen Gefellen verhängten den „Schimpf“ über das Gewerk. Das hieß aber, daß künftig kein ehrlicher Gefelle mehr bei einem Braunschweiger Mademachermeister arbeiten dürfe, wenn er nicht selbst für unwehrlieh erklärt, d. h. von allen anderen Arbeitsplätzen ausgeschlossen werden wollte. Ja, wer auch nur in der beschimpften Stadt auslerte, wurde an keinem anderen Orte als Gefelle angenommen, es sei denn, daß er in einer ehrlichen Stadt noch einmal in die Lehre ging. Die vorliegende Geschichte erzählt von einem solchen Gefellen, der nirgends, nicht einmal im Auslande Ruhe fand. Wir wollen die weiteren Phasen der interessanten Geschichte hier nicht im einzelnen erzählen; erwähnt sei nur, daß selbst der König von Preußen sich schließlich in die Affäre mischte, aber daß es keiner Gewalt gelang, den Trotz der beleidigten Gefellen und die Macht, die ihnen ihre im ganzen Reich verbreitete Organisation gab, zu brechen, so daß die Meister schließlich nach Jahren zu dem wehmütigen Nachgeben gezwungen waren.

Prähistorisches.

Eine steinzeitliche Totenstadt in den Abruzzen. Soeben ist dem italienischen Archäologen Professor Dall'Osso eine für die Kulturgeschichte des Steinzeitmenschen hochwichtige Entdeckung gelungen. Er hat nämlich in dem steinigen Tale von Vibrata in den Abruzzen eine große vorgeschichtliche Begräbnisstätte gefunden, in einer bisher unbekanntem Ausdehnung und in einer Anlage, die durchaus neu ist und einen tiefen Einblick in die Begräbnisgebräuche der Steinzeitmenschen gewährt. Die Gräberstadt, denn als solche kann man sie füglich bezeichnen, befindet sich in einem Gebiete, das seit langem als vorgeschichtliche Wohn- und Kulturstätte berüchtigt ist. Es sind dort mehr als 14 vorgeschichtliche Niederlassungen entdeckt worden. Nach kurzen Grabungen stieß Prof. Dall'Osso auf eine Reihe halb unterirdischer Höhlungen von circa 8 Meter Tiefe und 100 Meter Länge, in denen zahlreiche Skelette vorgefunden wurden, alle in sehr eigenartiger Stellung. Sie lagen alle auf einer Seite, in Hoderstellung. Nur ein einziges Skelett befand sich in gestreckter Lage, und dies war ein Kinder skelett. Die besondere Eigenart besteht darin, daß die Körper nicht in Gräbern begraben sind, sondern in Hütten, die im Hintergrunde der großen Räume stehen. Der Mittelpunkt der Hütten ist freigelassen.

Die Hütten sind den noch heute gebräuchlichen primitiven Formen nicht unähnlich. Sie besitzen eine verschiedenartige Tiefe von 40 Zentimeter bis zu 1 1/2 Meter. Die Zahl der in einer solchen Totenhütte aufgefundenen Skelette steigt von 2 bis zu 8; in dreien war allerdings nur ein einziges enthalten und in einer sogar keins. Auf der Seite einer dieser Hütten, gleichsam im Mittelpunkt der ganzen Anlage, fand man einen großen runden Graben, in dem man sich jedenfalls die Opferstätte vorzustellen hat. Hier wurden die Totenopfer dargebracht und die verschiedenen Riten vollzogen. Man fand im Grunde dieses Grabens Tierknochen und Scherben von Töpferwaren.

Die Leichen sind verhältnismäßig gut erhalten. Sehr interessant ist die Auffindung eines Hundeskeletes. Das Tier lag mit kreuzweise zusammengebundenen Füßen in der Mittelgrube und dürfte jedenfalls irgend welchen religiösen Zwecken gedient haben. Es handelt sich hier um die älteste Festsitzung des Hundes als Haustier. Aus den Kulturfunden, namentlich den Töpferereien, Steinbeilen und Knochengewerten, kann man auf eine überraschend hochstehende Kultur schließen. Der größte Teil dieser Gegenstände kommt in das Museum von Ancona, ein anderer wandert nach Florenz und Rom.